

Predigt über Joh 21,1-14, 23.04.2017, Universitätskirche Marburg

Prof. Dr. Ulrike Wagner-Rau

Gnade sei mit Euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

der Alltag hat uns wieder: vorüber die Osterfeiertage, beendet für viele unter uns die vorlesungsfreie Zeit. Jetzt kommen uns zuverlässig die Anforderungen entgegen, die den Tag strukturieren, ohne dass man viel darüber nachdenken müsste.

Manchmal ist es gut, sich so an das Ufer des Alltags retten zu können. Dann nämlich, wenn das Leben insgesamt nicht so rund läuft, sondern eher schlingert und einen unsanft hin und her, auf- und abstößt. Dann kann es heilsam sein, zu wissen, was man tun muss: Aufstehen zu festen Zeiten. Aus dem Haus gehen. Zwangsläufig andere Menschen treffen. Aufgaben haben. – Das alles stabilisiert und bringt auf andere Gedanken. Man tut Schritte, weil sie getan werden müssen. Und damit geht es dann auch irgendwie voran.

In einer vergleichbaren, wenngleich besonders dramatischen Situation werden uns die Jünger Jesu im Anhang des Johannesevangeliums vor Augen gestellt. Ihr Leben hatte sich grundsätzlich gedreht in den voraufgegangenen Tagen und Wochen. Zum einen waren sie noch voller Schmerz nach dem gewaltsamen Tod ihres Rabbi. Andererseits – so wird im vorhergehenden Kapitel berichtet – hatte es rätselhafte Erscheinungen des Auferstandenen gegeben: Erfreudend – aber auch verwirrend. Wie sollte man dies alles deuten? War Jesus nun tot und sie sich selbst überlassen? Oder war er auf eine schwer zu bestimmende Weise doch noch gegenwärtig? Wer konnte das wissen?

„Ich will fischen gehen“, sagt Simon Petrus in dieser Lage. Und die anderen gehen mit. Sie versuchen, auf diese Weise zurückzukehren in den Alltag, der sie ausgefüllt hatte, bevor sie Jesus gefolgt waren. Aber – so die Erzählung in Johannes 21 – diese Rückkehr will nicht einfach gelingen. Hören Sie den Predigttext!

Lesung des Predigttextes Joh 21,1-14

Ganz alltäglich geht es zunächst los: Die Jünger fahren mit ihrem Boot hinaus auf den nächtlichen See, wie es das Handwerk der Fischer ist. In weitem Bogen werfen sie die Netze aus – und ziehen sie leer wieder aus dem Wasser. Es scheint nichts mehr zu holen zu sein dort, wo sie früher ihren Lebensunterhalt gefunden haben.

Aber dann, im Morgengrauen, im diffusen Licht der Dämmerung nicht so genau zu erkennen, erscheint eine Gestalt am Ufer, und alles wird anders. Immer noch geht es ums Fischen, aber jetzt – auf den fürsorglichen Hinweis des Fremden hin noch einmal ausgeworfen – ist das Netz bis zum Rand gefüllt und fast nicht an Land zu bringen. Und jetzt benennt der eine, „den Jesus lieb hatte“, was vielleicht alle schon ahnen, aber noch nicht in Worte fassen können: „Es ist der Herr“. Da wirft sich Petrus ins Wasser, um schneller ans Ufer zu gelangen als die

anderen, die mit dem Boot folgen. – Uns fallen ähnliche Motive aus anderen Geschichten ein: das übervolle Netz nach zunächst vergeblichen Versuchen. Petrus auf und in dem Wasser des Sees. Davon haben wir in Verbindung mit Jesus ja schon gehört. Und nun – weil wir die Bilder aus diesen Geschichten kennen – sind auch wir überzeugt: Es ist Jesus, der im undeutlichen Licht des kommenden Morgens erst ahnungsweise, und dann ganz deutlich zu erkennen ist. Er empfängt die Seinen mit einem wärmenden Feuer, mit Brot und gebackenem Fisch. Handgreiflich und alltagsnah ist hier die Szene wieder. Die Männer setzen sich nach harter Arbeit zu einem kräftigen Frühstück. Aber wir sehen gewissermaßen durch die Szene hindurch das Abendmahl und hören: Esst, Kinder! Das Leben ist nicht zu Ende. Da ist noch mehr als eure Trauer, eure Sorgen, eure Angst.

Diese Geschichte ist dem Johannesevangelium später hinzugefügt worden – vielleicht sollte sie eine Bestätigung der Oster-Erzählungen im vorhergehenden Kapitel sein für eine Gemeinde, die schon weit weg war von den Ereignissen selbst, verstrickt in ein normales Leben – keine Erscheinungen mehr, keine radikalen Erwartungen an die Wiederkunft Christi – Tage ohne überirdische Erfahrungen. Jetzt muss man immer wieder Worte finden, die eine Vorstellungskraft so ernähren, dass sie über den Alltag hinausführt.

Eine Dichterin der jüngeren Vergangenheit, Marie Luise Kaschnitz, hat uns – angestiftet durch die Erscheinungsgeschichten des Neuen Testaments – solche Wort-Nahrung geschenkt. Wahrscheinlich kennen viele ihr Gedicht; aber ganz genau haben Sie ihm vielleicht doch lange nicht mehr zugehört.

Marie Luise Kaschnitz

Auferstehung

Manchmal stehen wir auf
Stehen wir zur Auferstehung auf
Mitten am Tage
Mit unserem lebendigen Haar
Mit unserer atmenden Haut.

Nur das Gewohnte ist um uns.
Keine Fata Morgana von Palmen
Mit weidenden Löwen
Und sanften Wölfen.

Die Weckuhren hören nicht auf zu ticken
Ihre Leuchtzeiger löschen nicht aus.

Und dennoch leicht
Und dennoch unverwundbar
Geordnet in geheimnisvolle Ordnung
Vorweggenommen in ein Haus aus Licht.

(Dein Schweigen - meine Stimme, Gedichte, 1962)

Aufstehen – das ist eine Handlung, die wir oft vollziehen an jedem Tag. Schon morgens steigen wir mit dem richtigen oder falschen Fuß aus dem Bett. Und dann erheben wir uns noch viele Male am Tag: vom Esstisch, vom Schreib- oder Arbeitstisch, vom Sitzplatz in Bahn, Bus oder Auto ... immer wieder setzen wir die Füße auf den Boden und richten uns auf für einen nächsten Schritt. Aber manchmal stehen wir dabei unvermittelt anders da, anders in der Welt. Plötzlich ist alles Austausch und Bewegung: das Haar schwingt und glänzt, die Haut verbindet außen und innen wie eine durchlässige Membran.

Es hat sich nichts geändert. Alles ist wie immer. Es zeigt sich kein Schemen am Ufer oder eine andere ungewöhnliche Erscheinung. Auch die Visionen Jesajas bleiben unerfüllt: Keine neue Erde. Kein neuer Himmel. Die Schafe müssen sich weiterhin vor den Löwen und den Wölfen hüten, wenn sie nicht gefressen werden wollen. Der Wecker zeigt uns mit seinem Ticken unerbittlich an, dass die Zeit verrinnt. Die leuchtenden Zeiger drehen sich unübersehbar auf das Ende zu.

Und dennoch ändert sich Entscheidendes: Mitten im Alltag. Es ist nichts passiert als das, was mehr oder weniger immer passiert – und dennoch! Die Zeit schreitet regelmäßig und unbeirrt voran – und dennoch!

Und dennoch leicht
Und dennoch unverwundbar
Geordnet in geheimnisvolle Ordnung
Vorweggenommen in ein Haus aus Licht.

Plötzlich sind wir wie in eine andere Daseinsform versetzt – in einen umfassenden Zusammenhang, ohne Angst, hineingerissen ins Licht ...

Manchmal ist es so – mitten am Tag. Dass die Welt auf uns zukommt und wir durchlässig werden für die Welt. Alles scheint richtig zu sein, in guter Ordnung, leicht und hell. –

Religion, so schreibt Hartmut Rosa in seinem Buch „Resonanz“, lebt von der Idee, dass etwas da ist, gegenwärtig, und „dass dieses Etwas ein Antwortendes, ein Entgegenkommendes – und ein Verstehendes ist. Gott ist dann im Grunde die Vorstellung einer *antwortenden* Welt.“ (435)

Es ist ein Geschenk, in sich die Erwartung zu nähren, dass mir etwas oder jemand entgegenkommt und mich in meinen Bedürfnissen und Ängsten und ebenso in meinem Vermögen sieht. Davon erzählt auch die Geschichte am Ufer des Sees: Der traurige und frustrierende Alltag der Jünger verwandelt sich, als Jesus erscheint und sieht, dass sie hungrig sind an Leib und Seele. Freilich gehört auch dazu, dass sie ihm antworten, tun, was er ihnen nahelegt, sich ihm entgegenwerfen wie Petrus, als er ins Wasser des Sees springt. Auch der Entgegenkommende bleibt stumm, wenn man ihn – wie Martin Luther gesagt hat - nicht zu grüßen weiß.

Der Glaube, so erzählen es die Ostergeschichten, hat etwas zu tun mit der Erwartung, dass mir jemand entgegenkommt, der mich sieht, und der mich – mitten im Alltag, wie auch immer der aussieht – über das Erwartbare hinausführt. Das Leben kann sich ändern. Aus dem unbestimmten Grau erhebt sich das Morgenlicht der Sonne. Das Netz bleibt nicht leer, es füllt sich. Und die Menschen kommen zusammen zum Mahl.

Die Erwartung, die einmal geweckt worden ist in denen, die die Ostergeschichten erzählt haben, hat sich bis heute durchgehalten. Mal hat sie in einzelnen Menschen oder Gruppen außerordentliche Lebens- und Widerstandskräfte geweckt. Mal ist sie eher unauffällig, macht den Alltag durchlässig für das, was auch noch möglich ist.

Möge sie uns treu bleiben, diese Erwartung, in unseren Alltag hinein: Es könnte – manchmal – etwas geschehen. Es könnte geschehen, dass in unseren Begegnungen etwas Helles, Klärendes, Nährendes entsteht. Es mag sich ereignen, dass die Bücher nicht stumm und verschlossen bleiben, sondern zu uns zu sprechen beginnen. Es könnten sich Ideen und Aktionen entwickeln, die Gutes in die Welt bringen. Es kann sich völlig Unvorhergesehenes ereignen, was uns leicht macht und unverwundbar und uns – vorwegnehmend, für einen Moment – das Licht der Ewigkeit sehen lässt.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.